

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 116.

Berlin, Donnerstag den 26. September

1844.

Mexiko.

Die mexikanischen Indianer.

(Nach einem Berichte von Vietman in „den nye Studenterforening“ in Kopenhagen.)

1.

Nicht bloß der jugendliche Boden Amerika's bietet interessanten Stoff für Forschungen dar, obgleich es beinahe scheint, als ob dieses fruchtbaren Bodens unendliche Mannigfaltigkeit in seinen organischen Bildungen die Aufmerksamkeit der meisten Forscher von einem genauem Studium des Charakters und der Sitten der Uebewohner abgelenkt habe. Freilich ist die ältere Geschichte der amerikanischen Völker verloren gegangen, und zwar für immer — zum Theil durch den Fanatismus der ersten europäischen Eroberer selbst, durch den die Begebenheiten unzähliger Jahrhunderte in ewiges Dunkel gehüllt worden sind; — allein dessenungeachtet sind sowohl die Ueberreste, welche sich erhalten haben, weiß sie zu grandios waren, um zerstört werden zu können, als auch die noch vorhandenen Stämme der Ureinwohner wohl geeignet, das Interesse und die Theilnahme des Reisenden zugleich für das Verschwendene und für das noch Vorhandene zu erwecken. Der Reisende, welcher unter den Indianerstämmen Central-Amerika's umherstreift, erkennt indessen bald, daß die früher veröffentlichten Schilderungen hinsichtlich des Charakters der Indianer größtentheils entweder aus einer totalen Unkenntnis des behandelten Stoffes oder aus der einseitigen Beurtheilung aller Stämme nach einer beschränkten Kenntniß der Eigenthümlichkeiten eines einzelnen Stammes hervorgegangen sind. Zu den ersten rechne ich die arabisch-sentimentalen Schilderungen der Indianer, welche uns hauptsächlich eine Anzahl französischer Schriftsteller am Schlusse des vorigen Jahrhunderts geliefert hat, die den Unschuldszustand des goldenen Zeitalters in Amerika's Wälder zu versetzen suchten. Die mißverständene Philantropie Bartolomeo's de las Casas scheint jenen Stubengelehrten hauptsächlich vorgeschwebt zu haben.

Die neuere und neueste Zeit dagegen hat manche werthvolle Berichte über die amerikanischen Verhältnisse gebracht, doch in ihnen ist der Charakter der Indianer meistens mit sehr dunklen Farben geschildert. Die meisten dieser Reisenden haben nur südamerikanische Stämme gesehen und haben hiernach das harte Urtheil über die ganze Uebewölkerung Amerika's fällen zu dürfen geglaubt. Häufig findet man hier die amerikanischen Indianer dargestellt als finster, abgeschlossen, theilnahmlos, jedes geistigen Aufschwungs entbehrend, vor dem Hauche der europäischen Civilisation gleichsam hinweisend, von der sie Nichts sich aneigneten und annahmen, als den Branntwein, in dem sie sich zu Tode tranken. Es sey dies ein Geschlecht, dessen Stunde geschlagen, dessen Rolle ausgespielt und welches bald von der Erde verschwunden seyn werde!

Der Reisende, welcher unter den Stämmen Central-Amerika's längere Zeit gelebt hat, kann diese Behauptungen nicht ungerügt lassen. — Denn Europa hat sich ohnehin schon gegen diese unglückliche Menschenrace Ungerechtigkeiten genug vorzuwerfen.

Es ist durchaus unmöglich, die Indianer Amerika's im Allgemeinen zu schildern, wie dies so häufig geschehen ist, und ein einzelnes Bild kann den sämtlichen Volksstämmen der neuen Welt eben so wenig gleichen, als sich die Bevölkerung eines anderen Welttheils durch eine Beschreibung der Kalmücken oder Malayen darstellen läßt. Und doch haben berühmte Männer die Ungerechtigkeit begangen, ihre Behauptung, die ganze amerikanische Race sey für eine höhere Kultur unempfänglich, auf die Kenntniß eines oder mehrerer einzelner Stämme zu stützen, obgleich diese doch nur ein geringes Bruchstück der Bevölkerung des ganzen Welttheils ausmachten.

Der rohe, völlig wilde Bobokabe in Brasiliens Urwäldern, der von Erde sich nährende Karaipe in den Delta's des Orinoko, der apathische Korbilleras-Indianer in den Puna's Peru's sind wirklich zu schlechte Repräsentanten der ganzen amerikanischen Uebewölkerung, als daß Schilderungen, von ihnen entnommen, allgemeine Gültigkeit finden dürften. Von jeher ist es mir höchst auffallend gewesen, wie man die glänzenden Schilderungen hat vergessen können, welche die ersten Conquistadoren, die Central-Amerika's Boden betreten, von der Kultur der dort angetroffenen Völkerschaften entwarfen und die wahrlich nicht übertrieben waren; diese, sage ich, so ganz zu vergessen, daß man später es wagen konnte, die Geistesfähigkeit der ganzen Race nach der einiger rohen Barbaren oder unter dem Druck der Zeiten ganz Entarteten abzumessen zu wollen! So viel Humanität sollte man doch von den Schriftstellern unseres Jahrhunderts erwarten, daß sie, wenn sie auch von den noch

lebenden Abkömmlingen Moctezuma's nichts wußten, doch dessen eingedenk seyn müßten, daß die zahlreiche Nation, über die jener Herrscher einst gebot, lange vor der Ankunft der Europäer sich im Besitze einer hohen Kultur befand, die in manchen Richtungen der des alten weißen Europa schon weit voraus war (so z. B. im Ackerbau, in der Gewinnung der edeln Metalle und deren Mischung, in der Federstärkeri u. s. w.); und wußte man auch nichts von den noch lebenden Nachkommen jener Nation, und glaubte man auch, die Mißhandlung dreier Jahrhunderte sey hinreichend gewesen, ihre Degeneration zu bewirken: so durfte man doch nicht mit solcher Hartherzigkeit den Stab über die Unbekannten brechen, weil man bei ihnen einen gleichen Zustand, wie bei anderen bekannten, auf einer niederen Kulturstufe stehenden Stämmen, voraussetzte. Wohl an, so laßt denn die Ungerechtigkeiten jener vergangenen Zeiten eine Aufforderung für uns seyn, endlich Gerechtigkeit zu üben!

Gleichwie in der alten Welt, so war auch in Amerika die Bedingung einer höheren Kultur an den Besitz fester Wohnungen und des Ackerbaus geknüpft. Die Bewohner Mexiko's, Guatemala's und Peru's sind seit den ältesten Zeiten im Besitze dieser beiden Bedingungen gewesen, und daher fand denn auch bei ihnen ein höherer geistiger Aufschwung statt. Es ist indessen nicht meine Absicht, bei der Betrachtung der längst verflossenen Zeiten zu verweilen, in welchen die großen Kunstwerke, die noch von dem Talent und der Kraft der alten Amerikaner zeugen, erbaut wurden, alle jene prächtigen Steinpyramiden, Massen ungeheurer, bergähnlicher Teocalli's, die Paläste mit den weisläufigen unterirdischen Gängen u. s. w., welche in der neuesten Zeit die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Alterthumsforscher in so hohem Grade erregt haben; — sondern ich will hier nur einige Skizzen über die jetzt lebenden Indianer mittheilen und will vorher nur noch auf den Einfluß aufmerksam machen, den die Bedrückungen und Ungerechtigkeiten dreier Jahrhunderte auf den National-Charakter nothwendigerweise ausüben mußten, indem ich daran erinnere, was die Griechen im Alterthum waren — und was sie jetzt sind. —

Mexiko's friedliche, ackerbautreibende Indianer bestehen aus einer Menge von Stämmen, welche im Körperbau, in der Gesichtsbildung, der Hautfarbe eben so verschieden sind, als in Sprache, Sitten und Gebräuchen. Sie stimmen unter einander überein in dem milden, friedlichen Charakter, in der großen Vorliebe für die Scholle, auf der sie geboren sind, und in dem Abscheu vor Krieg und Umherstreifen. Sie sind also gänzlich verschieden von den Stämmen, welche sich in den nördlichen, an die nordamerikanischen Freistaaten gränzenden Provinzen vorfinden, den Apachen, Romanchen u. A., oder wie sie mit einem in Mexiko gebräuchlichen gemeinschaftlichen Namen bezeichnet werden, den *Mekos*, d. h. den „Wilden“, welche die Beduinen Amerika's sind, rastlos zu Pferde umherstreifende Jägerstämme, die einen ewigen Krieg Aller gegen Alle führen, und die die verdrängten Ueberreste zahlreicher Nationen sind, welche ehemals die jetzt längst occupirten ungeheuren Strecken der nordamerikanischen Freistaaten bewohnten.

Es ist mir nicht möglich, die Anzahl der in Mexiko lebenden verschiedenen Indianerstämme anzugeben; wir besitzen hierüber keine zuverlässige Nachrichten. Daß sie sehr groß seyn muß, ersieht man schon daraus, daß im Departement Dajaka, welches nicht größer als 8337 *Leguas* **) ist, 21 verschiedene Sprachen geredet werden, von denen zwar einige nur als Dialekte betrachtet werden können, deren Mehrzahl jedoch wirklich ganz verschiedene Ursprachen sind. Die Indianerstämme, die ich kennen gelernt und unter denen ich gelebt habe, sind: die Totonaken, Olmeken, Azteken, Otomiten, Mizteken, Mazateken, Chinanteken, Zapoteken, Serranos, Nijes, Tzintzenner, Inquilenner, Pohtuteken, Tequistekken, Tehuansepekaner, Guaben, Chapaneken. Man wird aus dieser Aufzählung ersehen, daß ich mich zu einem Urtheil über die Indianer für wohlberechtigt halten darf.

Die Charakterzüge, welche von den Europäern, als ganz allgemein unter den Indianern verbreitet, besonders hervorgehoben werden, die aber nach meiner Meinung sich als eine Folge des Druckes, unter dem sie so lange Zeit lebten, ganz natürlich auf solche Weise entwickeln mußten, sind zunächst ein völliges Mißtrauen gegen die europäische Race; ist ein solches etwa nicht wohl begründet? oder erwartet man wirklich, daß der von allen Seiten schwer-

*) Teocalli (Haus Gottes) ist der Name der mexikanischen Tempel überhaupt, die in der Regel in Form einer abgestumpften Pyramide mit mehreren Abhängen erbaut waren. Ihre Anzahl war außerordentlich, denn Könige und Vornehme setzten eine Ehre darin, dieselben errichten zu lassen. In der Hauptstadt Mexiko's allein soll man zweitausend solcher Tempel gezählt haben.

**) Spanische Meilen, von denen 107 auf einen Breitengrad gehen.

bedrängte verrathene Indianer, eine wehrlose Beute der Habsucht, seine Unterdrücker noch durch Zutrauen irgend einer Art ehren sollte? — Heutiges Tages sieht der friedliche Reisende mit Bedauern dieses allgemeine Mißtrauen auch auf sich übertragen; vergebens strebt er, durch wiederholte Beweise von Wohlwollen, durch Mittheilung von Kenntnissen, welche ihnen augenscheinlich Vortheil bringen, ihr Zutrauen zu gewinnen, — in dem Grunde ihres Herzens wurzelt doch stets die Ueberzeugung, daß man nur durch den einen oder anderen eigennütigen Beweggrund zu diesem Schritte veranlaßt worden sey.

Auch die Unzuverlässigkeit des Indianers wird als ein eigenthümlicher Charakterzug angeführt, und mit Recht. Auf sein Wort darf man sich nie verlassen, er antwortet auf Alles, selbst auf das Unwahrscheinlichste, mit seinem ewigen: „Si, Señor!“ und man hat vielfachen Aerger und Betrug zu erleiden, bevor man dieses „Ja“ richtig zu würdigen gelernt hat. Aber diese Unzuverlässigkeit ist eine Folge der slavischen Unterdrückung, in der er viele Generationen hindurch geschmachtet hat. Die strengen Herren duldeten keine Einwendungen, und so lernte der Indianer es, sich durch ein leicht ausgesprochenes „Ja“ für den Augenblick Frieden zu verschaffen; später, nachdem die Verhältnisse sich geändert, nachdem der Indianer den übrigen Bürgern, wenigstens nach dem Buchstaben des Gesetzes, gleichgestellt worden, hat er dieses „Ja“ auf Alles nicht wieder verlernt; aber er thut von dem, was er verspricht, gerade nur so viel, als er selbst eben Lust verspürt.

Ferner wirft man ihm seine Abgeneigtheit vor, irgend eine industrielle Verbesserung von den Europäern anzunehmen. Allein nicht zu gedenken, daß die älteren spanischen Besizer des Landes eben Alles thaten, um jedem Aufschwunge der europäischen Industrie unter den Indianern vorzubeugen, hat er sicher besondere Veranlassung gehabt, auszurufen: Timeo Danaos et dona ferentes! Endlich wird die Trunksucht als ein unter den Indianern tief eingewurzelter Laster genannt, welches besonders dazu beitrage, diese Race zu Grunde zu richten. Europa ist keinesweges für die Entstehung dieses Lasters unter den Indianern verantwortlich, denn lange vor der Eroberung wußten dieselben schon mehrere berausende Getränke zu bereiten, z. B. aus dem ausgepreßten Maisstroh, aus dem gährenden Maiskorn, aus den Früchten des Kaktus, aus dem Palmsafte, aus den Agaven u. s. w., und so ist die Einführung des Branntweins nur ein Zuwachs mehr zu der Anzahl ihrer berausenden Getränke gewesen. Obgleich der Indianer starken Getränken mit Leidenschaft ergeben ist, so ist er deswegen doch keinesweges ein Säufer. Bei einzelnen Gelegenheiten, bei kirchlichen Festen, Familienfeierlichkeiten oder auf den Sonntagsmärkten giebt er sich freilich unbedingt dieser Leidenschaft hin; aber in seinem Dorfe oder in der Rancho (Plantage) können Wochen und Monate vergehen, ohne daß er ein anderes Getränk als Wasser zu sich nimmt.

Diese Fehler, die, wie man nicht leugnen kann, an dem Charakter der Indianer haften, fallen dem flüchtigen Reisenden am stärksten in die Augen und sind daher immer von neuem hervorgehoben worden; aber durch einen engeren Verkehr mit ihnen und ein genaueres Studium ihrer Eigenthümlichkeiten lernt man zu gleicher Zeit andere Eigenschaften an ihnen kennen, die als ein vollkommenes Gleichgewicht gegen jene Fehler angesehen werden können.

So will ich vor Allem die große Ehrfurcht der Indianer vor den Gesezen oder, richtiger, vor den von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Gebräuchen erwähnen, welche in einem Lande, wo unter der weißen Bevölkerung die Geseze alles Ansehen verloren haben, als eine um so achtungswürdigere Eigenschaft hervortritt. Die Indianer beharren unverbrüchlich bei ihren Sitten und Gebräuchen, und zwar in so hohem Grade, daß sie, selbst wenn neue Geseze des Staates sie von Lasten befreien, die sie früher tragen mußten, z. B. von Natural- und Personal-Steuerungen an die Geistlichen u. s. w., von dieser Erleichterung keinen Gebrauch machen, sondern unverändert fortfahren zu dienen und zu bezahlen, mit der Bemerkung, es sey so Gebrauch (costumbre), und dieser müsse geachtet werden.

In genauer Verbindung mit ihrer Ehrfurcht vor den Gesezen steht ihre Achtung vor dem Alter überhaupt und besonders vor ihren Aeltern. Die Gemeinde-Angelegenheiten der Indianer sind so geordnet, daß die Handhabung der Geseze in die Hände der Aeltesten gelegt ist, welche die jüngere Bevölkerung förmlich tyrannisiren, die nicht zu murren wagt, da es Sitte ist, den Alten zu gehorchen. Alle Gemeinde-Aemter nämlich hat jeder Indianer nach der Regel und dem Alter zu bekleiden, indem er als cordillero oder wandernder Postbote, als tupil, Gemeinbediener, sacristan, Kirchendiener, beginnt, später zum regidor, Rathsmann, alcalde, Richter, juez de paz, Friedensrichter, aufsteigt und endlich in den Rath der Alten eintritt. So hat denn Jeder den Trost, da einst gebieten zu können, wo er jetzt gehorchen muß.

Schon oben erwähnte ich die Vorliebe der centralamerikanischen Indianer für ihre Heimath als einen schönen Charakterzug; verschiedene Einrichtungen tragen indessen dazu bei, sie mit besonderem Interesse an ihren Geburtsort zu fesseln. In seinem Dorfe hat der Indianer Rechte, die er verliert, sobald er dasselbe verläßt. Die Ländereien des Dorfes sind gemeinschaftliches Eigenthum; jedermann kann im Frühjahr sich so viel Land ausheben, als er bepflanzen kann, und der Ertrag ist sein Eigenthum, nur müssen alle Arbeiten, z. B. das Ausroden des Waldes, das Säen, das Aerdnen, nach dem Befehl des Alkaden von Allen gleichzeitig geschehen. Außerhalb seines Dorfes ist der Indianer überdies in Gefahr, als Bagabund aufgegriffen und unter die Soldaten gesteckt zu werden, vor deren Dienst er, als einer lebenslänglichen Sklaverei, gerechten Schreck und Abscheu empfindet. Die Indianer sind daher zu einer umherstreifenden Lebensart, wie sie den mexikanischen Kreolen in so hohem Grade zusagt, wenig geneigt; es hält sehr schwer, auf längeren Reisen den Indianer zum Häupter zu erlangen, und läßt er sich dazu

bewegen, so geschieht es stets unter der Bedingung, ihn am Schlusse der Reise mit den Mitteln zur Rückkehr in sein Dorf zu versehen.

Die Indianer zeichnen sich durch große Genügsamkeit in ihrer täglichen Lebensweise aus. Die allereinfachste vegetabilische Kost stellt sie zufrieden. Obgleich jede Hütte ihre kleine Zucht von Hühnern und Truthähnern besitz, so sind diese in der Regel nur dazu bestimmt: „daß der Priester sie verzehren möge.“ Dem Indianer selbst fällt es niemals ein, sich damit gütlich zu thun. Alle leben vollkommen gleichmäßig: der Indianer, welcher 100,000 wohlverscharrte harte Pfaster liegen hat, unterscheidet sich in keiner Weise von dem armen Teufel, der kaum einen Medio besitz. Einen beglücklichen Eindruck macht es, wenn man die Sorgfalt des Indianers für die Thiere, hauptsächlich für Pferde und Maulthiere, beobachtet. — Die mexikanischen Kreolen gehören zu den verwegenssten Reitern der Welt, aber gegen ihre Thiere sind sie wahre Tyrannen. Der Indianer hingegen zeigt die größte Schonung, und obgleich er oft eine bedeutende Anzahl von Pferden besitz, so sieht man ihn doch äußerst selten zu Pferde, sondern sehr häufig zu Fuß an der Seite seines leichtbeladenen Maulthiers. „Für den Indianer giebt es nichts am besten, zu Fuß zu gehen.“ So fordert es die Sitte.

Endlich will ich noch ihre Betriebsamkeit in mehreren von ihren Vorfahren ererbten Richtungen anführen. So ernähren sich ganze Dörfer von der Verfertigung grober Baumwollenzuge (mantas); Andere weben grobe wollene Stoffe (zarapes, cotones); wieder Andere Kopf- und Taschentücher (mascadas); Andere treiben eine einträgliche Industrie mit Weben von Gürteln und Schärpen (cennidores) aus wilder Seide; Andere zeichnen sich durch Töpferarbeit aus; Andere durch Flechtarbeiten aus Palmblättern (petales, tenates, capisayos); Andere wieder durch Gerberei, Reißschlägerei u. s. w.

Nachdem ich diese Bemerkungen vorausgeschickt, will ich den Standpunkt der allgemeinen Betrachtung verlassen und bitte den Leser, mich auf einer Wanderung durch einige wenig bekannte mexikanische Indianer-Distrikte zu begleiten und mit mir einige Bilder aus dem Leben der Indianer zu betrachten, wie uns dieselben eben vor die Augen treten.

England.

Zur Geschichte der wichtigsten abergläubischen Meinungen und Speculationen.

II. Gottesurtheile und Hexenprozesse.

(Fortsetzung.)

Es ist gewiß, daß die Teufelslehre des Mittelalters, so sehr sie auch diejenigen, die daran glaubten, schrecken mochte, denselben niemals im Lichte poetischer Erhabenheit erschien. Sie fanden allerdings viel Freude, wo nicht Trost und Ermuthigung in Legenden, von welchen die Abenteuer Sankt Dunstons und des heiligen Antonius keinesweges übertriebene Proben sind. In einigen derselben läßt sich der getäuschte Versuch einer Unterschrift in rother Dinte oder Mennig statt der verhängnißvollen Blutschrift aufbinden, welche ihn zum Herrn einer menschlichen Seele machen soll. In anderen kommt er um seinen Antheil am Vertrag durch die sinnreich widersprechenden Befehle seines temporären Gebieters. In einigen wird er durch die gewaltsame Einmischung eines willkürlichen Heiligen seines Opfers beraubt. Aber von allen diesen ist unsere Lieblingsgeschichte vielleicht die, in welcher der schlaue Zauberer, nachdem er, „sowohl wenn er innerhalb als außerhalb eines heiligen Gebäudes begraben werde“, seine Seele der Hölle verschrieben, diese umfassende Klausel zu umgehen weiß, indem er befiehlt, daß sein Sarg in der Wand einer Kathedrale eingemauert werden solle.

Bekanntlich war die Hexe ein boshaftes altes Weib, die für das Vergnügen, ihrer Nachbarn Korn und Vieh zu verderben und sich des Nachts in ihren Kellern und Speisekammern gütlich zu thun, ihr Seelenheil verkaufte; ihre Vertraute war eine Katze, eine Kröte oder eine Schmeißfliege, und der Dämon, dem sie diente, war ein scheußlicher Satyr, der die niedrigsten thierischen Leidenschaften der Menschheit mit der Stupidität, der Wildheit und der äußeren Form einer Bestie vereinigte. Diese Thorheiten werden doppelt absurd durch die trockene, offizielle Form, in der sie auf die Nachwelt gekommen sind. Jeder Liebhaber des Wunderbaren muß bemerkt haben, wie jeder Aberglaube seine anstößende Wirkung verliert, sobald er ein deutliches Bild von den geheimnißvollen Gegenständen seines Schreckens zu geben sucht. Die Phantome der Phantasie wie die der Sinne sind nur im Finstern fürchtbar; das Tageslicht zeigt sie in ihrer Nichtigkeit. Man vergleiche z. B. die verständige Kürze und Unbestimmtheit, wodurch Walter Scott den kindischsten Sagen Interesse und Wahrscheinlichkeit zu geben weiß, mit der widerlichen Wirkung, welche das Grabesächzen, die klirrenden Ketten und die weißen Gespenster gewisser vergeßener Romanschulen hervorbringen. Nun denke man sich noch diese kindischen Superstitionen mit den technischen Formalitäten und der breiten Genauigkeit gerichtlicher Verhandlungen beschrieben und mit dem gemeinen Styl eines schlechten Scribenten aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert ausgeschmückt, und man hat einen Begriff von der Erbärmlichkeit der Hexenprozesse. Am meisten Aehnlichkeit mit denselben haben noch die Scenen der französischen Revolution, wo die blutigen Realitäten der Guillotine so wunderbar vermischt sind mit dem Jargon republikanischer Freiheitstheorie. Doch um gegen die Lebhaftigkeit des modernen französischen Charakters nicht ungerecht zu seyn, bemerken wir, daß selbst dieser Vergleich noch zu günstig ist, und daß die Thorheiten des Anacharsis Kleon, obwohl kaum excentrischer oder

berderblicher, doch unendlich origineller und amüsanter waren, als die langweiligen Abgeschmacktheiten eines Hopkins und Sprenger.

Doch fehlt es den Annalen der Zauberei, so ermüdend sie auch sind, nicht an Schrecken einer gewissen Art — Schrecken, die, wenn sie nicht die Phantasie erhitzen oder die Nerven erschüttern können, vortrefflich geeignet sind, die Verdauung zu fördern. Die alten Dämonologen scheinen die Kunstgriffe gewisser moderner Romanschriftsteller antizipiert zu haben, welche ihren Mangel an geistigen Interessen und Motiven zu ersetzen suchen, indem sie mit chirurgischer Genauigkeit die Leiden und Zuckungen des Körpers beschreiben. Da sie nicht im Stande waren, zu schrecken, suchten sie, Ekel zu erregen.

Beim ersten Anblick scheint es, als müßte die monströse Abgeschmacktheit der gegen Heren erhobenen Anklagen sich von selbst widerlegt haben, und dies wäre auch geschehen, wenn man dabei das gemeine Recht oder die gesunde Logik zur Richtschnur genommen hätte. So blind auch das Volksvorurtheil gegen die Angeklagten war, so wäre es wahrscheinlich meist unmöglich gewesen, Zeugen zu schaffen, welche zu schwören wagten, daß sie gesehen, wie sich die Hexe auf einem Besenstiel in die Luft erhoben oder sich in eine Krage, einen Hasen oder einen Raben verwandelt habe. Aber den Dämonologen kam ein eigenthümlicher Rechtsgrundsatz zu Hülfe, welcher überhaupt jene Zeit charakterisirt. Je schwerer nämlich eine Anklage war, desto größer wurde nicht bloß die Strafe, sondern auch die Schwierigkeit der Freisprechung des Angeklagten. Wenn, so argumentirten unsere Vorfahren, ein Mann gehängt wird, wenn er eines kleinen Diebstahls überführt worden, so muß er doch wohl bei bloßem Verdacht des Hochverraths ebenfalls gehängt werden! Bei Hochverrathsprozessen scheint jeder lokale Richter nicht bloß die Bestrafung des Verbrechens gewünscht zu haben, sondern auch, daß die Existenz desselben mit aller Gewalt nachgewiesen würde. Die Freisprechung des Angeklagten wurde als eine Niederlage für die Krone betrachtet, als ein Ausgang, den man auf alle mögliche Weise abwenden mußte. Der Hexerei, welche Hochverrath gegen das Christenthum war, ging es nicht besser.

Natürlich nahm man auch zur Tortur und zur vergessenen Mummerei des Gottesurtheils die Zuflucht. Die gewöhnlichste Methode war das alte Ordeal der Eintauchung in Wasser: wenn die angeklagte Partei nicht vollständig unter sank, so galt dies für einen unfehlbaren Beweis der Schuld. Eine andere Methode war die des Stechens, welche darin bestand, daß man den Körper des unglücklichen Opfers zerstückte, in der Hoffnung, die Zeichen oder kaum merkbaren Flecken zu entdecken, deren Existenz man bei jeder Hexe annahm. Nach einer dritten Methode mußte die Angeklagte, an Händen und Füßen gebunden, einen Tag und eine Nacht ohne Essen, Trinken und Schlaf zubringen, indem man glaubte, daß keine Hexe länger ohne sichtbaren Verkehr mit ihren vertrauten Geistern existiren könne. Selten mißlang es in diesen Fällen der Wachsamkeit der Umstehenden, ein Symptom zu entdecken, das sie für ein Zeichen der Schuld hielten.

Doch das Ordeal scheint man nur in Fällen des dürftigsten Verdachts angewendet zu haben. Der geringste Schatten von Beweis, oder was die Dämonologen dafür hielten, war hinreichend, um das angeklagte Subjekt an den Pfahl zu schiden. Auf dem Festland stellten die Juristen geradezu die Regel auf, daß „Personen von notorisch schlechtem Charakter, die man bei gewöhnlichen Rechtsabhandeln zu keinem Eide zulasse, Glauben verdienen, wenn sie schwören, daß Jemand sie behert habe.“ Jakob I. von England bestätigte ihre Ansicht und fügte hinzu, daß auch die Aussage von Kindern, die noch nicht das Wesen eines Eides verstanden, angenommen werden müsse.

Die Aussagen zu Gunsten der angeklagten Person wurden auf eine ganz andere Waagschale gelegt. Die entseßliche Behauptung, daß ein häßliches altes Weib eine gute Christin seyn könne, oder daß eine des Meicids überführte Person Jemanden fälschlich der Zauberei beschuldigen könne, mußte auf Beweise gestützt werden, wie sie kaum ein menschliches Zeugniß beibringen konnte. Bodinus, ein gelehrter Dämonologe des 17ten Jahrhunderts, hat erklärt, daß eine Freisprechung wegen Hexerei nie zu rechtfertigen sey, wenn nicht die Unschuld des Angeklagten klarer sey als die Sonne. Wie ein solches Resultat zu erreichen sey, wie ein freudloser Bagabund beweisen sollte, daß er während eines Lebens von dreißig, vierzig oder fünfzig Jahren nie einem Herensabbath beigewohnt, nie Milch verdorben oder Stürme erregt oder nie des Mitternachts auf dem Brocken getanzet habe — hat der weise Rechtsgelehrte anzugeben vergessen. Gleichwohl ist seine Regel noch viel zu beschränkt, um alle Verurtheilungen, die vorgekommen sind, zu rechtfertigen; denn Beweise eines Alibi, die sich auf das klarste Zeugniß der Sinne stützten, wurden oft mit der willkürlichen Annahme beseitigt, daß die Zeugen durch eine diabolische Illusion getäuscht worden, und Frauen wurden lebendig verbrannt wegen ihrer Theilnahme an den nächtlichen Gelagen des Satans, obwohl ihre Männer schworen, daß sie die ganze Nacht ihre Betten nicht verlassen hätten.

Das Verbrechen der Zauberei ist in Europa seit den frühesten Zeiten verfolgt und bestraft worden, obgleich erst in verhältnißmäßig sehr später Zeit der Aberglaube seine bössartige Gestalt angenommen hat. Seine älteren Opfer waren gewöhnlich Personen, welche selbst den Verdacht hervorgerufen, indem sie verbotene Künste zu verstehen vorgaben oder auszuüben versuchten. Dies war der Fall bei der Eleonore Cobham, Herzogin von Gloucester, welche wegen eines Versuchs auf das Leben Heinrich's VI. vermittelst eines sympathischen Wachsbildes zu ewiger Einsperrung auf der Insel Man verurtheilt wurde; ferner bei dem Marschall von Neg, einem französischen Edelmann von hohem Rang und großem militairischen Ruf, der im 13ten Jahrhundert öffentlich wegen Zauberei hingerichtet wurde, obwohl er, wenn die von seinen Verbrechen erzählten Geschichten wahr sind, den Beistand des Teufels, um die

Menschen zu martern, recht gut hätte entbehren können. Hierher gehört vielleicht auch der Tod der heldenmüthigen Jungfrau von Orleans, von deren Täuschungen, so unschuldig und patriotisch sie waren, es nicht zu verwundern ist, wenn sie das Mißtrauen und den Abscheu ihrer abergläubischen Feinde erregten.

In diesen Fällen war also die Verfolgung wegen Zauberei am meisten berechtigt, da das Individuum selbst die Veranlassung dazu gab. Aber auch wenn dies nicht der Fall war, auch wenn die Anklage durchaus unverdient war, so wurde sie doch in alten Zeiten nie ohne Veranlassung aufgestellt. Sie wurde entweder durch Ketzeri oder Unglauben hervorgerufen oder war der Vorwand zur Verfolgung einer sonst strafbaren Menschenklasse oder Person. Bekanntlich war es christlicher Glaube bis zu einer sehr späten Zeit, daß Göpendienst und Zauberei identisch seyen, und daß jeder Irregläubige der Verbündete und Anbeter höllischer Mächte sey. Die fromme Tapferkeit des Kreuzfahrers wurde durch unzählige Geschichten von den teuflischen Künsten und Angriffen, welche die Helden des Kreuzes zu überwinden hatten, in Spannung erhalten. Er hörte von den übernatürlichen Stürmen und Geisterheeren, welche das christliche Lager angriffen, von dem bezauberten Schlachtroß, das ein verrätherischer Emir dem Richard Löwenherz schenkte, und von dem zauberischen Paradiese, wodurch der Dämon Venus die Sinne des wandernden Ritters bestrickte. Später wurden dieselben Künste von der römischen Kirche gegen christliche Abergläubige in Anwendung gebracht. Die Grausamkeit der Armees de Montfort's wurde durch den Glauben gestärkt, daß ihre wahren Gegner Teufel seyen, und es giebt eine Beschreibung von dem Ersauern und der Reue, die ein Herzog von Savoyen, welcher ein eifriger Verfolger der Waldenser von Piemont gewesen, an den Tag legte, als er fand, daß die Kinder dieses unglücklichen Stammes nicht, wie seine mönchischen Räte ihm versichert hatten, mit den äußeren Zeichen der Mißgestalt geboren würden, welche das Besessenseyn vom Teufel verriethen. Derselbe abergläubische Abscheu, obwohl hier durch den schrecklichen Charakter der Religion, die ihn erregte, entschuldigt, verhärtete die Begleiter des Cortez und Pizarro gegen die Leiden der Mexikaner und Peruaner. Lange nachher wurde ihre verblendete Grausamkeit von Engländern gegen die heldenmüthigen Sachems in Neu-England nachgeahmt. Wer die rührende Skizze von Washington Irving gelesen hat, erinnert sich des niedrigen Fanatismus, der den Fall Metakom's und Conanquet's herbeiführte, und der römischen Würde und Tapferkeit, die denselben adelte.

Diese Fälle abergläubischer Verfolgung werden einigermaßen entschuldigt durch den blinden Eifer der Zeit, welcher die Menschen religiöse Irrthümer von vorsätzlicher Schuld nicht unterscheiden ließ. In einigen Fällen jedoch, obwohl nicht in vielen, war die Anklage wegen Zauberei ein Vorwand für Rache und Unterdrückung. Der bekannteste Fall der Art ist die Aufhebung des Tempelordens im Jahre 1307. Die geheimnißvollen Gebräuche, durch welche die Tempelherren den Verdacht der Zauberei auf sich zogen, der Reichthum, die Macht und der Uebermuth, wodurch sie um ihre Popularität kamen, der geschickte Gebrauch, den ihr furchtloser und unermüdelicher Feind von seinen Vortheilen machte, die entseßlichen Lügen, durch welche er seine Grausamkeit rechtfertigte, und das heldenmüthige Märtyrertum der wenigen Opfer, welche noch die kriegerische Energie ihrer Suster bewahrt hatten, sind aus der politischen Geschichte bekannt. Die wahren Ursachen ihres Untergangs sind eben so interessant für den Historiker und die Scenen desselben eben so anziehend für den Dichter und Novellisten, als die angeblichen Gründe desselben empörend und lächerlich sind.

Eine weniger berühmte, aber viel grausamere, obwohl viel weniger verschuldete Verfolgung derselben Art hatte achtzig Jahre früher stattgefunden. Im 11ten Jahrhundert hatten die Bewohner Friesland's einen allgemeinen Bund geschlossen gegen die kleinen Feudal-Tyrannen, von denen sie umgeben waren. Sie regierten sich selbst mit Weisheit und Mäßigung mehrere Generationen hindurch vermittelst einer repräsentativen Versammlung, die jährlich unter einem alten Eichenbaum in Ustalboom zusammenkam, und sie vertheidigten sich tapfer und im Ganzen mit Erfolg gegen die räuberische Ritterschaft des Rheins und der Weser. Aber die feige Politik ihrer geistlichen Feinde, der Erzbischöfe von Bremen, trug endlich den Sieg davon. Papst Gregor IX. wurde bewogen, die „freien Friesen“ als Ketzer und Zauberer in den Bann zu thun. Ein Kreuzzug wurde unter den feigerischen Rittern des westlichen Deutschlands gepredigt und die tapferen und treuen Verbündeten nach einem hartnäckigen Kampfe vertilgt. (Schluß folgt.)

Ostindien.

Der Sipahi.

Ein Sipahi oder eingeborner indischer Soldat ist die wahre Personifizierung des blinden Gehorsams; er bildet gleichsam einen Bestandteil seines Offiziers, dessen Wille ihm Befehl ist und dessen leisesten Wink er mit muskularer Treue und Selbstaufopferung erfüllt. So lange sein Chef die Gefahr mit ihm theilt, weicht er vor keiner Uebermacht zurück; wenn der europäische Offizier wankt oder flieht, so thut der Sipahi allerdings dasselbe, aber von Jenem geführt, stürzt er sich unerschrocken bis vor die Mündung der feindlichen Kanonen. Wie auch seine Ordre lauten mag, sie wird von ihm mit buchstäblicher Genauigkeit befolgt.

„Als ich in Delhi einquartiert war“, erzählt ein britischer Militair, „wurden wir durch eine Reihe kleiner Diebstähle beunruhigt, die in den Bohnungen der Offiziere begangen wurden und deren Urheber uns immer ent schlüpfte. Sie waren augenscheinlich das Werk eines Fremden, der Mittel

gefunden hatte, sich nach Einbruch der Nacht in die Kantonnirungen einzuschleichen; wir ließen daher alle zu unseren Linien führenden Zugänge durch Schildwachen besetzen, denen wir den strengsten Befehl ertheilten, auf Jeden ohne Ausnahme zu schießen, der beim Anruf die Parole nicht erwidern würde. Dieser Befehl wurde im Bazar und in der ganzen Nachbarschaft bekannt gemacht, um jedem Unfall vorzubeugen, der daraus entstehen konnte.

„Eines Abends hatte ich mich nach den Quartieren des Majors Macpherson begeben, um mit diesem ausgezeichneten Offizier eine Pfeife zu rauchen, als wir plötzlich durch den scharfen Knall einer Muskele aufgeschreckt wurden. Wir eilten hinaus, um uns nach der Ursache zu erkundigen, da die Abfeuerung eines Gewehrs in einer garnisonirten Stadt nur durch die wichtigste Veranlassung gerechtfertigt werden kann, und als wir fanden, daß der Schall von einem Fort kam, das im Mittelpunkt der Befestigungen gelegen und etwa 600 Fuß von uns entfernt war, verfügten wir uns ohne Aufschub dahin, um eine Untersuchung darüber anzustellen. Im Fort angekommen, trafen wir bereits eine Anzahl Personen, die, gleich uns durch den Schuß aufgeschreckt, mit brennenden Fackeln herbeigerufen waren; auf dem Boden war ein Leichnam ausgestreckt, und über demselben lag, dem Anschein nach ohne Besinnung, die Schildwache. Das Blut strömte noch von der Wunde des Erschossenen und färbte die weißen Pantalons des Sipahi. Ich befahl sogleich, den Leichnam aufzurichten, um uns zu überzeugen, ob er wirklich todt oder nur ohnmächtig sey; als er mir aber das Gesicht zuwandte, fuhr ich schauernd zurück — von seinen weit aufgerissenen Augen war fast nur das Weiße zu sehen, und sein Anblick machte das Blut in meinen Adern gerinnen. Seine Lippen waren krampfhaft verzogen, der offene Mund zeigte die schneeweißen Zähne, die ein wahnsinniges Blöden hervorstießen, und als er sich denjenigen, die ihn aufgehoben, zu entwinden bemühte, um sich von neuem auf den blutenden Leichnam zu werfen, erblickte ich mit Schrecken zum erstenmal in meinem Leben den sogenannten Risus sardonius, der ihm den unteren Theil des Gesichts verzerrte, während sich wüthende Raserei in dem irren, stieren Auge malte.

„Die wilden Geberden, das herzzerreißende Geschrei, das mit Drohworten abwechselnde verzweiflungsvolle Stöhnen des Unglücklichen, den ich so gut kannte und den ich wenige Stunden früher im Genuße völliger Gesundheit verlassen hatte, ergriffen mich in so hohem Grade, daß ich kaum die nöthige Geistesgegenwart behielt, um nach der Ursache dieses schrecklichen Auftritts zu forschen; nachdem man den Bedauernswürdigen fortgeschafft hatte, gelang es mir indes, folgende Umstände zu ermitteln.

„Dschafferih — so hieß der Soldat — war etwa eine Stunde vor Mitternacht als Schildwache aufgestellt worden, und zwar, wie schon erwähnt, mit dem strengsten Befehl, auf Jeden zu feuern, der sich ihm nähern würde, ohne die Parole zu geben. Es waren kaum zwei Dritttheile der Zeit verstrichen, die er auf seinem Posten zu verbringen hatte, als er Schritte hörte, die sich ihm leise naheten. Seiner Pflicht gemäß, rief er den Kommenden an, aber statt eine Antwort zu ertheilen, schien der Eindringling sich nur schneller vorwärts zu bewegen; ein zweites: „Wer da!“ blieb gleichfalls unbeachtet; ein drittes — und Dschafferih legt an und feuert auf den Unbekannten, den er jetzt bei dem schwachen Sternenlicht einer ungewöhnlich finsternen Nacht innerhalb zwanzig Schritten vor sich bemerkt. Der Schuß ist kaum gefallen, als Dschafferih ein Schmerzensgeschrei vernimmt und eine wohlbekannte Stimme seinen Namen ausspricht — es ist die Stimme seines Vaters. Er schleudert sein Gewehr zur Erde und stürzt sich halb besinnungslos auf sein Opfer; aber zu spät! der unbewußte Batermörder hatte nur zu gut gezielt, und mit dem Hülfesruf, in dem der Sohn die väterliche Stimme erkannt hatte, war das Leben aus der Brust des alten Indiers entflohen. Er war zu Fuß über Berg und Thal, durch dicke Wälder und reizende Ströme gedrungen; über hundert Meilen hatte er zurückgelegt und unzählige Hindernisse besiegt, um noch einmal seinen einzigen Sproßling, den Trost seines Alters zu umarmen. Er hatte die geliebte Stimme vernommen, die ihn (wie es in der ostindischen Armee Gebrauch ist) auf Englisch anrief, und da er die fremde Sprache nicht verstand, so war er gerade auf den Sohn zugeeilt, um ihn an das Herz zu drücken, als der tödtliche Schuß ihn niederstreckte und er mit dem Namen seines Mörders auf der Junge verschied.

„Am folgenden Morgen hörte ich mit einer Art Genugthuung, daß auch der unglückliche Sipahi nicht mehr sey. Der Tod hatte seinen Leiden ein Ende gemacht.“

Mannigfaltiges.

— Medizinisch-topographische Skizze von St. Petersburg. Unter diesem Titel ist uns so eben eine kleine Schrift zugegangen, die auch einer der vielen wissenschaftlich gebildeten „Deutschen in Rußland“ geschrieben, welche dem Verfasser der „Russie envahie par les Allemands“ ein Dorn im Auge sind. Herr Dr. Maximilian Heine, der uns diese Skizze übersendet, ist ein Bruder H. Heine's, mit welchem er die große Ähnlichkeit hat, daß er ein außerordentlicher Verehrer Rußlands, seines Adoptivvaterlandes, ist. Eben so wie einst Heine einen Band seiner besten Dichtungen, so hat sein Bruder diese Skizze seinem würdigen Oheim Salomon Heine in Hamburg gewidmet, dessen großartiges und kosmopolitisches Mäcenat sich gewiß über den russischen Neffen eben so ausdehnt wie über den Verfasser der „französischen

Zustände“. Wir verstehen nichts von der Medizin und vermögen daher auch den Werth der vorliegenden Schrift nicht zu beurtheilen. Wir sehen jedoch daraus, daß es um die Heilanstalten und die Gesundheitszustände Rußlands überhaupt schlimm stehen möchte, wenn nach den Wünschen des Verfassers der Russie envahie alle Deutschen dort aus Amt und Brod gejagt würden. Unter Anderem heißt es nämlich S. 67 der gedachten Skizze: „Fast die meisten Aerzte werden durch ihre Dienst-Stellungen, die sie bei Hospitälern, gelehrten Anstalten, Departements der verschiedenen Ministerien u. s. w. einnehmen, in den Staatsdienst gerechnet. Eigenthümlich ist's, daß Petersburg fast keine frei praktizirenden Aerzte hat, die nicht auch Medizinal-Beamten wären. Die meisten Aerzte sind Deutsche, zum Theil aus den Ostsee-Provinzen, oder Russen; Franzosen oder Engländer jetzt äußerst wenige. Unter ihnen giebt es Schüler von allen Schulen, Anhänger aller medizinischen Sekten. Im Allgemeinen findet man jetzt beschriebenes Wissen mit guter Bildung und gewicktem Sinne zum Fortschritt vereinigt.“ — Auffallend ist in den Petersburger Mortalitätslisten, von denen Herr Dr. Heine eine zehnjährige Uebersicht mittheilt, das Mißverhältniß der Gestorbenen zu den Geborenen, das sich in mehreren Jahren wie 12 zu 1 gestaltet. Im J. 1839 wurden nämlich geboren 13,161, es starben: 18,439; im J. 1840 geboren: 13,339, es starben: 19,338; im J. 1843 geboren: 9110 (eine merkwürdige Abweichung), es starben: 14,301. Der Verfasser meint zwar, ein solches Mißverhältniß komme in den meisten großen Städten vor, doch ist dies keinesweges der Fall. In London und Berlin findet sich sogar ein sehr bedeutender jährlicher Ueberschuß der Geborenen über die Verstorbenen. So wurden im Jahre 1841 in Berlin 10,757 geboren, während nur 8772 gestorben sind. Ja, in den besseren Monaten des Jahres stellt sich das Verhältniß jetzt so, daß täglich im Durchschnitt 30—35 Kinder geboren werden, während nur 25 Personen täglich sterben. Wir können uns das Mißverhältniß in St. Petersburg nur daraus erklären, daß ein sehr großer Theil der dortigen Bevölkerung aus unfreien Leuten (Leibeigenen) besteht, die keine Familien bilden und daher immer nur durch Zuzug von außen ersetzt werden, während sie auch, vermöge ihrer schwereren Arbeit und dürftigeren Lebensweise, im Durchschnitt früher sterben als die arbeitenden und dienenden Klassen einer freien Bevölkerung.

— Russisches Urtheil über Jean Paul. Die russische Literatur, die sich sonst alles Fremde schnell zu eigen macht, ist, so viel uns bekannt, noch durch keines der Werke Jean Paul's bereichert worden; vielleicht hat die Schwierigkeit, seine tiefen und originellen Schöpfungen in einer anderen Sprache wiederzugeben, die Uebersetzer bisher von einem solchen Unternehmen abgesehen. Erst neulich hat ein Herr B. den Versuch gewagt, ihn der russischen Lesewelt zum Theil durch eine „Anthologie“ (Antologia is Jan-Pola Richtora. St. P. 1844) genießbar zu machen; nach einer Rezension in den Otetschestvennia Sapiski zu urtheilen, findet er jedoch nur wenig Anklang. „Herr B.“ — schreibt der Kritiker (der sich in allen seinen Aeußerungen durch ein großes Selbstvertrauen auszeichnet, jedoch bis zum Verständniß Jean Paul's noch nicht durchgedrungen zu seyn scheint) — „Herr B. hegt für Jean Paul eine bis zur Leidenschaft, bis zum Enthusiasmus gehende Liebe — eine Liebe, die um so edler ist, als er darin ganz allein steht, da sie Niemand mit ihm theilt. Wir können nicht leugnen, daß eine solche Liebe etwas Rührendes hat, das, wenn nicht Mitgefühl, doch wenigstens Mitleiden erregt. (!) — Herr B. hat Unrecht, ein unselbliches Genie, einen leiblichen Bruder Goethe's und Schiller's in ihm zu sehen. Jean Paul war zu seiner Zeit eine wirklich beachtenswerthe Erscheinung, aber ein großer Schriftsteller, ein großes Genie ist er nie gewesen, und mit Goethe und Schiller, vorzüglich mit Erstere, kann er durchaus nicht verglichen werden. — Dessenungeachtet hat er sich einen Ehrenplatz in der deutschen Literatur erworben. Er übte einen mächtigen Einfluß auf das Deutschland seiner Zeit aus, das dem Deutschland unserer Zeit schon so wenig gleicht. Obwohl seit dem Tode Jean Paul's kaum zwanzig Jahre verstrichen sind, haben sich inzwischen doch große Umwälzungen im geistigen Leben Deutschlands zugezogen; eine Menge neuer Fragen sind entstanden, und im Allgemeinen haben sich die Richtungen und die Sympathien des deutschen Volkes bedeutend geändert. Bei allem dem findet Jean Paul in Deutschland noch immer zahlreiche Leser, und es wird seiner stets mit Liebe gedenken, wie sich ein erwachsener Mann des gutmüthigen und verständigen Lehrers seiner Kindheit oder eines Buches erinnert, das zwar seinem jetzigen Geschmack und seinen jetzigen Bedürfnissen nicht entspricht, aber in seinen Jugendjahren ihm eben so nützlich als theuer war.“

— Young's Nachtgedanken. Eine Uebersetzung des ewig schönen Gedichts aus der poetischen Feder der Frau Elise von Hohenhausen ist so eben in dem Verlag von E. Potop in Kassel erschienen. Wir halten uns verpflichtet, die Freunde echter Poesie auf diese Reliquie der englischen Literatur aufmerksam zu machen. Die deutsche Dichterin hat das Werk mit der Liebe und dem Verständniß inniger Sympathie in die schöne Form unserer Sprache umgeschmolzen, ohne ihm seine Eigenthümlichkeit zu nehmen; die erhabene Poesie des Schmerzes, die in Young's Nachtgedanken weht, die tiefinnerliche Sehnsucht nach dem Trost der Religion sind mit der Weihe einer dichterischen Hand uns wieder vorgeführt und werden in allen fühlenden Gemüthern vollen, reichen Anklang finden.“

*) In allen Sortiment-Buchhandlungen Berlins sind Exemplare vorräthig.